

Leseprobe

Nicol Ljubić
Ein Mensch brennt

dtv Verlagsgesellschaft, München 2017
ISBN 978-3-423-28130-0

S. 7-14 & 179-183 & 194-199



In den Wochen nach Fukushima hatte meine Mutter einen ausgeprägten Drang, mit mir über Hartmut zu reden. Heute ist mir klar, dass sie Abschied nahm, und zwar anders, als sie mich glauben machte. Sie verabschiedete sich nicht, wie ich gehofft hatte, von Hartmut, sondern vom Leben. Das wurde mir aber erst später klar. Sie wusste: Die einzige Möglichkeit, mich für Hartmut zu gewinnen, war, mir die Aussicht zu vermitteln, ihn dadurch ein für alle Mal loszuwerden. Ich dachte, nachdem er in verschiedenen Zeitungen Erwähnung gefunden hatte, hätte meine Mutter ihr Ziel erreicht oder könnte sich zumindest einreden, ihr Ziel erreicht zu haben. Dass sie mir von Hartmut erzählen wollte, interpretierte ich dahin gehend, dass sie sich alles von der Seele reden wollte, um sich von ihm lösen zu können und sich einem Leben jenseits von Hartmut zu widmen. Nur deswegen ließ ich mich darauf ein. Letztlich, und es ist erstaunlich, dass ich das nicht gleich begriffen habe, wollte sie nur sichergehen, dass ich gut vorbereitet war auf das Erbe, das sie mir hinterlassen würde. Jetzt sitze ich da mit all den Aktenordnern und Erinnerungen und könnte versuchen, mich von ihnen zu befreien, aber ich habe es nicht mal geschafft, die Dokumente zu entsorgen. Wie ich die Erinnerungen loswerden soll, weiß ich nicht, erst recht nicht, nachdem meine Mutter mich zum Alleinerben in Sachen Hartmut gemacht hat. Der Versuch, alles aufzuschreiben, ist der Versuch, alles hinter mir zu lassen und gleichzeitig der Verpflichtung nachzukommen, die meine Mutter mir ungefragt aufgebürdet

hat. Auch wenn die Geschichte eine andere wird, als sie meiner Mutter vorgeschwebt hat, und sie enttäuscht wäre, weil meine Geschichte nicht zur Heldengeschichte taugt. Dass meine Mutter nicht mehr lebt, lässt mich befreiter schreiben, weil ich ihre Sicht nicht fürchten muss, ihren bedingungslosen Glauben an die Wahrheit, als gäbe es in Bezug auf Hartmut nur eine einzige, während ich lieber meiner Erinnerung und Fantasie vertraue: Die Möglichkeit, dass etwas so gesagt wurde, wie ich es erinnere, reicht mir als Wahrheit.

Hartmut, das muss man ihm lassen, hatte richtiggelegen. Er hatte die Katastrophe vorhergesagt. Dreiunddreißig Jahre nach seiner Selbstverbrennung, genau genommen dreiunddreißig und ein Drittel Jahre, darauf hatte meine Mutter mich hingewiesen, bebte in Japan die Erde und löste eine Katastrophe aus.

33 $\frac{1}{3}$, das war mehr als eine Vorhersage, 3 war die Zahl des Göttlichen. Man denke nur an die Dreifaltigkeit! Das konnte kein Zufall sein. Hartmut hatte eine, wenn schon nicht göttliche, so doch zumindest prophetische Gabe. So hatte es meine Mutter zeitlebens gesehen, wahrscheinlich als Einzige, aber die Katastrophe von Fukushima im März 2011 hat sie in ihrer Meinung bestätigt. Wer denkt, meine Mutter hätte sich ob dieser Genugtuung genüsslich auf ihrem Küchenstuhl zurückgelehnt und ihren Triumph schweigend genossen und ihn vielleicht mit einem bescheidenen Lächeln garniert – über den, der das denkt, kann ich eines mit Sicherheit sagen: Er ist meiner Mutter nie begegnet.

Als ich sie ein paar Tage nach dem GAU besuchte, erwartete sie mich auf der Schwelle ihrer Wohnungstür. Weil sie schon 71 war und nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, stützte sie sich mit einer Hand am Türrahmen ab, und noch bevor ich sie zur Begrüßung umarmen konnte, sagte sie, während sie mich siegesgewiss ansah, als hätte sie eine Wette gewonnen: »Er hat es gewusst! Hartmut hat es gewusst!« Und natürlich war sie, das musste sie nicht noch eigens erwähnen, die Einzige gewesen, die an Hartmut geglaubt und in ihm mehr gesehen hatte

als einen Spinner. Vielleicht hatte sie sogar recht mit ihrer Einschätzung, aber ich kann nicht einfach vergessen, was war, all die Jahre, in denen wir für Hartmut gelebt haben, in denen Hartmut das Maß aller Dinge war. Dass ich nun derjenige bin, dem die Deutung über sein Leben zukommt, ist vielleicht so etwas wie die Ironie des Schicksals oder einfach nur das Recht des Spätgeborenen.

An jenem Tag begrüßte ich meine Mutter, wie ich es jedes Mal tat; fasste sie leicht bei den Schultern, legte meine Wange an ihre und sagte: »Ich habe Kuchen mitgebracht, ohne Ei, Butter und Milch, so wie du ihn magst.« Dieser Kuchen nannte sich Zebrakuchen und war zu hundert Prozent vegan, wie mir die Verkäuferin, eine junge Frau mit Dreadlocks, versichert hatte. Ich hatte dem Impuls widerstanden, ihr zu erklären, dass der Kuchen nicht für mich war, sondern für meine 71-jährige Mutter, die anlässlich des weltweiten Katastrophentags etwas zu feiern und mich deswegen gebeten hatte, Kuchen mitzubringen.

Die Geschichte, die ich über Hartmut erzähle, ist eine andere als die, die meine Mutter erzählt hätte. Am Anfang ähneln sich unsere Geschichten noch, auch sie hätte mit dem Tod angefangen, als wäre es vor allem der Tod, der Hartmuts Leben eine Bedeutung gegeben hat. Auch sie hätte von Helmut Schmidt erzählt, der damals Bundeskanzler war und Menschen wie Hartmut für grüne Spinner hielt und schon vor dem entscheidenden Parteitag im November 1977 gedroht hatte, sich einem Mehrheitsentscheid gegen die Atomkraft zu widersetzen. Aber über die Rolle, die Helmut Schmidt in dieser Geschichte spielt, waren wir unterschiedlicher Auffassung. Meine Mutter war davon überzeugt, dass es sein Starrsinn war, der Hartmut in den Tod getrieben hat, und er somit eine Mitschuld trägt. Ich sehe in ihm einen reaktionären Politiker, dessen Wirken in keinem Verhältnis zu seiner öffentlichen Wahrnehmung steht, ein Politiker, an dem Hartmut schlichtweg verzweifelt ist. Eine Auffassung, gegen die sich meine Mutter immer energisch gewehrt hatte. Für sie war es keine Verzweiflungstat. Hartmut, insistierte sie, habe es mit dem DDR-Dissidenten Rudolf Bahro gehalten und sich auf die Langzeitwirkung jedes wirklich in den Kern eines Problems vordringenden Gedankens verlassen. Er sei mit absoluter Ernsthaftigkeit an die Dinge herangegangen, mit aller Aufrichtigkeit und Konsequenz. Er habe nicht nur seinen Verstand, sondern seine staatsbürgerliche Existenz in die Waagschale geworfen. Wer ihm Verzweiflung unterstelle, wisse nicht, wie Hartmut wirklich gewesen

sei, und verkehre seine Tat ins Gegenteil: in eine menschliche Schwäche. Dabei sei die Größe seiner Tat kaum zu ermessen. Es sei ein Akt des Mutes und der Entschlossenheit und der Liebe gewesen. Und dann machte sie aus Hartmut einen zweiten Jesus, denn, so habe Jesus gesagt: Niemand habe größere Liebe als der, der sein Leben hingebe für Freunde. So sei Hartmut gewesen: »Er hat sein Leben hingegeben für uns alle.« Auch das sehe ich, im Abstand von mittlerweile fast 34 Jahren, etwas anders. In meiner Geschichte haben wir unser Leben hingegeben für Hartmut. Er hat weniger sich selbst geopfert als vielmehr uns, die wir ihm – ob wir wollten oder nicht – nahestanden.

Es ist schon seit jeher so: Wem auch immer ich meine Geschichte erzähle, muss den Eindruck bekommen, meine Mutter sei nicht ganz bei Trost gewesen. Eine Schlussfolgerung, die sich geradezu aufdrängt, die sich aber niemand in dieser Deutlichkeit zu äußern traut, zumindest nicht in meiner Gegenwart. Stattdessen suchen die Menschen nach Worten, um ihre Schlussfolgerung möglichst schonend zu umschreiben. »Das klingt ja tragisch« ist ein oft gehörter Satz. Oder sie fragen, wie es für mich gewesen sei, das Leben mit solch einer Mutter. Sie fragen nach meinem Vater. Einer ließ sich zu der Frage hinreißen, ob meine Mutter schon mal in Behandlung gewesen sei, und als hätte ich es missverstehen können, fügte er hinzu: »Nicht bei irgendeinem Arzt, sondern beim ... du weißt schon.« Eine Bekannte war überzeugt, dass meine Mutter das alles aus Liebe getan habe, aus Liebe zu Hartmut, die sie nicht offen gelebt und sich vielleicht selbst nicht einzugestehen gewagt habe. Im Grunde genommen könne man ihr Verhalten

als eine Art Übersprungshandlung deuten. Dann sah die Bekannte mich an und schien sich in dem Moment erst bewusst zu werden, was sie da eben mir gegenüber geäußert hatte, und war empathisch genug, ihre Theorie nicht weiter auszuführen. Was sollte ich zu all dem sagen? Keine der Reaktionen überraschte mich, weil all diese Gedanken mich auch schon beschäftigt haben. Ich bin mittlerweile 44 Jahre alt, man könnte sagen, ein erwachsener Mann. Ich habe, wie es sich gehört, eine Therapie hinter mir, mit anfangs wöchentlichen Sitzungen. Schon beim Erstgespräch hatte die Psychologin meine Mutter als diejenige identifiziert, an der ich mich abzuarbeiten hätte. Um mir meinen Seelenzustand bildlich darzustellen, verglich sie mich mit Obelix und meine Mutter mit dem Hinkelstein, den ich tagein, tagaus zu schultern hatte; im Unterschied zu Obelix sei ich leider als Kind nicht in ein Fass mit Zaubertrank gefallen. Folglich hätte ich zwei Möglichkeiten: Entweder ich würde so stark, dass mir der Hinkelstein keine Last sei. Oder ich müsse den Hinkelstein so behauen, dass er seine Größe und Schwere verliere. Beides, so machte sie mir schnell klar, bedurfte mindestens zweier Termine in der Woche. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich auf ihrer Couch verbrachte, es ist Jahre her, aber ich weiß, dass ich diese Form der Aufarbeitung aus heutiger Sicht für die falsche halte. Weil man regrediert. Als erwachsener Mann über seine Mutter zu reden, fühlt sich an, als würde man im zu kleinen Nicki-Pyjama mit Winnie-Puuh-Motiv auf der Brust in die Bettdecke gekuschelt auf dem Sofa sitzen und Apfelschnitze ohne Schale essen. Als Ersatz für die Therapie hatte ich angefangen zu boxen. Bis der alte DDR-Trainer mich zum ersten Sparring in den Ring holte und mir erklärte, wie wichtig die Deckung sei, meine Handgelenke um-

fasste und meine Fäuste vor mein Gesicht schob, dann probierhalber mit seiner Linken gegen meine Deckung boxte und ich mir, weil ich auf die Wucht nicht vorbereitet war, mit meinem eigenen Handschuh die Nase blutig schlug. Danach wurde ich Mitglied in einem Fitnessstudio und betrieb das Hanteltraining durchaus exzessiv, was der Therapeutin eine wunderbare Vorlage geboten hätte. Stichwort: Hinkelstein.

Es gibt wohl keinen Tag in meinem Leben, an den ich mich deutlicher erinnere als an diesen 16. November. Rückblickend war dieser Tag der Ausgangspunkt für die grundlegende Veränderung in meinem Leben. Alle Lebenslinien lassen sich von dort aus ziehen, auch wenn mir das damals natürlich nicht bewusst war. Wie auch? Für mich war Hartmut der Erste. Ich wusste nicht, dass es vor ihm schon andere gegeben hatte: Von Jan Palach in Prag oder Oskar Brüsewitz in Zeitz erzählte meine Mutter mir erst später. Hätte ich damals schon von den beiden anderen gewusst, hätte ich vielleicht auch gleich, als meine Mutter in mein Zimmer kam, um mir zu sagen, dass Hartmut sich verbrannt habe, verstanden, welche Heldentat er vollbracht hatte. So aber begann alles mit einem Missverständnis.

Als Hartmut in Hamburg zum Helden wurde, saß ich an meinem Schreibtisch und ärgerte mich über den dreifachen Hitzfeld. Ich hatte wieder mal nicht aufgepasst beim Tauschen, hatte für Hölzenbein und Höttges einen weiteren Hitzfeld bekommen, dabei hätte ich Hattenberger gebraucht. Die Nummer 80 im Album. Es lief die Saison 1977/78, am Wochenende zuvor hatte der VfB Stuttgart in Düsseldorf verloren und stand am 15. Spieltag auf dem siebten Tabellenplatz. Am kommenden Samstag würde der Tabellenführer Köln in Stuttgart spielen. Mein Vater hatte versprochen, mit mir ins Stadion zu gehen. Dass es dazu nicht kommen würde wegen der Sache mit Hartmut, konnte ich an jenem Nachmittag natürlich nicht ahnen. Das ›Bergmann-Album‹ lag aufgeschlagen vor mir, da-

neben der Stapel mit Doppelten und Dreifachen. Ich überlegte, wem ich die drei überschüssigen Hitzfelds andrehen könnte, als meine Mutter ins Zimmer kam. Sie stellte sich neben mich. Vielleicht hätte ich am Ton ihrer Stimme erkennen können, wie ernst das war, was sie mir sagte, aber ehrlich gesagt hatte ich nicht zugehört und ihre Stimme nicht wirklich vernommen. In meiner Erinnerung höre ich sie gedämpft, wie in meiner Kindheit, wenn sie an meinem Bett saß und ich mich unter der dicken Daunendecke verkrochen hatte.

Sie langte mit einer Hand nach der Lehne meines drehbaren zitronengelben Schreibtischstuhls, drehte mich zu sich und ging dann in die Hocke. Mit der anderen Hand hielt sie mein Kinn fest, um sicherzustellen, dass mir ja nichts entging. Mir blieb nichts anderes übrig, als sie anzusehen. Ihre großen Augen, die von einer wässrigen Farbe waren. Ich musste an meinen Malkasten denken und wie es war, wenn ich die dunkelblaue Farbe mit zu viel Wasser vermischte und dann einen Strich über das Papier zog, bis er verblasste, am Anfang war er kräftig und am Ende fast nicht mehr zu sehen. Müsste ich die Augenfarbe meiner Mutter beschreiben, würde ich sagen, sie lag irgendwo im letzten Drittel dieses Strichs.

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?«, fragte sie. Ich nickte und hätte wissen müssen, dass sich meine Mutter nicht mit einem Nicken abspeisen ließ. »Was hast du denn gehört?«, fragte sie.

»Irgendwer hat sich verbrannt«, sagte ich.

»Nicht irgendwer«, sagte sie, »sondern Hartmut.«

Zwar hatte fast jede Mannschaft einen oder mehrere Helmut, aber es gab nur einen Hartmut, und zwar beim VfL Bochum, Hartmut Fromm, die Nummer 310 im Album. Ich

habe meiner Mutter nie erzählt, dass ich als Erstes an Hartmut Fromm dachte, der mir als Spieler nie sonderlich aufgefallen war und dessen Name mir nur dank des Albums vertraut war. Meine Mutter hätte mir das nicht verziehen.

Als ihr die Tränen in die Augen stiegen, war mir klar, dass es wohl doch nicht Hartmut Fromm war, der sich verbrannt hatte, sondern unser Hartmut, den mein Vater anfangs nur »den Gründer« und später dann »den verrückten Gründer« nannte.

»Das ist doch nicht so schlimm«, sagte ich, weil ich meine Mutter trösten wollte und dachte, Hartmut sei wahrscheinlich mit der Hand an eine glühende Herdplatte geraten. Das Zimmer, in dem er damals lebte, war voller Bücher. Auf dem Boden, an den Wänden, überall stapelten sich Bücher, er hatte sogar Regalbretter über dem Herd. Ich stellte mir vor, wie er nach einem Buch greifen wollte und sich dabei auf dem Herd abstützte, ohne daran zu denken, dass die Platte heiß war. Ich wusste, dass meine Mutter für solche Fälle eine Brandsalbe im Badezimmer aufbewahrte.

Meine Mutter war nicht besonders gut auf mein Sammelalbum zu sprechen. Überhaupt mochte sie den Fußball nicht, und es war auch nicht das erste Mal, dass sie mir das Album wegnahm. Sie stand auf und verließ das Zimmer. Ich blieb auf meinem Schreibtischstuhl sitzen. Starrte auf die Häufchen mit Doppelten, die auf dem Tisch lagen, und wusste nicht, was ich falsch gemacht hatte.

Erst später am Nachmittag erfuhr ich, dass in Hartmuts Fall die Tube mit Brandsalbe nicht geholfen hätte, nicht mal ein ganzes Fass davon. Hartmut hatte sich mit Benzin übergossen und dann angezündet. Er hatte ein Feuerzeichen gesetzt. Aus

Protest, wie meine Mutter sagte, aus Protest gegen die Atompolitik. Und was Hartmut getan hatte, war an Größe und Heldenhaftigkeit nicht zu überbieten. Weil er es für uns getan hatte, für uns alle, damit wir in einer besseren Welt leben konnten, in der wir keine Angst mehr haben mussten vor dem Atomtod.

Später an dem Tag war meine Mutter zu mir ins Zimmer gekommen und hatte gesagt, sie brauche meine Hilfe, wir müssten noch etwas erledigen. Ich war froh, dass sie offensichtlich nicht mehr wütend auf mich war, und wollte auf keinen Fall, dass sich das wieder änderte. Es war schließlich nicht das erste Mal, dass sie meine Hilfe brauchte.

Im Auto stellte meine Mutter einen Karton mit Handzetteln neben mich auf die Rückbank. Sie musste den Text verfasst haben, nachdem sie aus meinem Zimmer geeilt war. In ihrem Zimmer hatte sie eine Schreibmaschine, an der sie oft saß, und im Zimmer meines Vaters stand ein Kopiergerät, das sie oft benutzte, wenn er nicht da war. Was auf diesen Handzetteln stand, weiß ich so genau, weil ich zwischen all den Schriften, die meine Mutter gesammelt hat, ein Exemplar gefunden habe:

»Zur Selbstverbrennung eines Lebensschützers. Die Atomenergie fordert ihre Opfer.«

Diese Überschrift ist unterstrichen. Und weiter:

»Hartmut Gründler verbrannte sich in Hamburg aus Anlass des SPD-Parteitages am Buß- und Betttag für die Wahrheit, für die Wahrheit in

der Atompolitik der Bundesregierung, für die Wahrhaftigkeit zwischen Regierenden und Bürgern. Er opferte sich, damit wir nicht Opfer werden. Der Arbeitskreis für Lebensschutz achtet diesen Einsatz des konsequenten Zeugen gegen die Bedrohung des Lebens durch eine unbewältigte Technik.«

Darunter steht: Arbeitskreis Lebensschutz. Und unsere damalige Adresse in der Keplerstraße. Darunter wiederum:

»Im Sinne von Hartmut Gründler bitten wir, den Anti-Atom-Kampf durch eine Spende zu unterstützen. Kennwort: Hartmut Gründler.«

Es folgte die Angabe eines Kontos bei der Landessparkasse.

Ich bekam damals fünf Mark Taschengeld, nicht etwa einmal im Monat, sondern jeden Montag. Wenn ich zum Frühstück in die Küche kam, lag ein blankes Fünf-Mark-Stück neben meinem Teller. Das war viel mehr, als meine Freunde bekamen, und für meine Mutter ein Grund, sich über meinen Vater zu ärgern. Weil mir Geld ihrer Meinung nach einen falschen Wert vom Leben vermittelte. »Es geht nicht darum, möglichst viel Geld zu haben«, erklärte sie mir, »die wahren Tugenden sind Bescheidenheit und Verzicht. Du könntest dir ein Beispiel an Hartmut nehmen.«

Jedes Mal, wenn ich die Münze bekam, focht ich einen inneren Kampf aus. Einerseits rechnete ich mir aus, wie viele Packungen Klebebilder ich mir von den fünf Mark kaufen

Es war ein kalter Tag, wir hatten die Reißverschlüsse unserer Jacken bis zum Kinn hochgezogen. Auf der Brücke spürte ich den Wind, der die Finger schnell klamm werden ließ. Meine Mutter hatte sich den Karton unter den linken Arm geklemmt, sie gab mir einen Stapel Handzettel. Aus Erfahrung wusste ich, dass es besser war, wenn wir uns aufteilten. Meine Mutter ging über die Straße und postierte sich auf der gegenüberliegenden Seite. Blöderweise merkten wir bald, dass wir offensichtlich die Einzigen auf der Brücke waren, was vermutlich am Feiertag lag. Ich hielt die Zettel abwechselnd in der einen und in der anderen Hand, damit ich die freie in die Tasche stecken konnte. Ich sah hinüber zu meiner Mutter. Wie sie so dastand, allein mit ihren Handzetteln, tat sie mir ein bisschen leid. Es ging schließlich darum, dass Hartmuts Opfer nicht umsonst war. Er hatte sich angezündet, und jetzt kam niemand. Mir tat es auch ein bisschen leid für Hartmut. Warum hatte er sich ausgerechnet diesen Buß- und Betttag ausgesucht?

Als immer noch niemand in Sicht war, drehte ich mich um und lehnte mich über die Brüstung. Ich schaute auf den Neckar, der dunkel aussah und kalt. Ich stellte mir vor, was ich mir immer vorstellte, wenn ich auf einer Brücke stand, die über einen Fluss führte: wie es wäre, ins Wasser zu springen. Nicht dass ich mich getraut hätte, ich traute mich nicht mal, im Schwimmbad vom Dreier zu springen, aber ich stellte es mir gern vor, ich konnte gar nicht anders. Es war, als läge tief unten im Wasser ein großer Magnet, dessen Anziehungskraft ich

spürte. Es ging darum, dieser Kraft zu widerstehen. Auch im Schwimmbad. Aber das schienen die anderen nicht zu begreifen. »Willst du versteinern?«, »Mach schon«, »Wird das noch was dieses Jahr?« – das hatten die gerufen, die hinter mir warteten. Als ich mich irgendwann umdrehte, sah ich, dass das halbe Schwimmbad anstand. Ich schob mich dann an all den Wartenden vorbei, stieg die Leiter hinunter und war ziemlich stolz, dass ich dem Sog der Tiefe widerstanden hatte. Als ich so an der Brüstung lehnte und die Kraft des Magneten spürte, stellte ich mir vor, wie ich springen würde. Wie ich mich einfach von der Brüstung fallen ließe. Wie es sich anfühlen würde zu fallen, ich flöge ja nicht wie ein Vogel, sondern fiel wie ein Stein. Und dann der Moment, wenn ich, mit den Füßen voran, aufs Wasser träfe. Eintauchte. Von der Strömung mitgerissen würde. Meine Mutter würde nichts mitbekommen. Ich würde schreien müssen. Dann sähe sie mich davontreiben. Und würde weinen. Mir war klar, dass ich nicht einfach ans Ufer schwimmen und aus dem Wasser klettern könnte, dafür war die Strömung viel zu stark und der Fluss zu kalt. Aber ich hatte mal gehört, dass einem warm würde, kurz vor dem Erfrieren. Und dass man meistens einschlief. Als ich mir gerade vorstellte, wie ich schlafend den Neckar hinuntertrieb, hörte ich meine Mutter rufen: »Hanno! Da drüben!«

Ich drehte mich um. Eine alte Frau mit Gehbock kam auf mich zu. Ich nickte. Es dauerte noch eine Weile, bis sie mich erreicht hatte, und noch länger, bis sie mich bemerkte. Sie bewegte sich in gebückter Haltung voran und blieb erst stehen, als sie mir ihren Gehbock schon fast auf die Füße gerammt hatte. Sie hob den Kopf und nickte mir zu, als hätte sie mich wiedererkannt, aber das konnte nicht sein, ich kannte sie näm-

lich nicht. Trotzdem dachte ich kurz nach, ob ich sie vielleicht mal bei meiner Großmutter gesehen haben könnte. Einmal in der Woche kamen ein paar andere alte Frauen zu Besuch, um Canasta mit meiner Großmutter zu spielen. Ich saß oft mit am Tisch und schielte in die Karten und schüttelte den Kopf oder nickte, wenn ich sah, dass meine Großmutter eine bestimmte Karte legen wollte, was die anderen Frauen am Tisch natürlich nicht mitbekommen durften. Meine Mutter fand es gar nicht gut, dass ich mit am Tisch saß, weil die alten Frauen Jägermeister tranken und rauchten. Meinen Vater aber amüsierte das, weil er selbst trank und rauchte. Die Frau mit dem Gehbock aber gehörte nicht zur Canasta-Runde. Ich reichte ihr einen Handzettel. Sie richtete sich mühsam auf, stützte sich mit einer Hand auf das Gestell und hielt sich mit der anderen Hand das Blatt vor die Augen.

»Es tut mir leid, Junge«, sagte sie, »die Schrift ist zu klein, ich kann das nicht lesen. Kannst du mir vorlesen, was da steht?«

Natürlich konnte ich ihr vorlesen. Anders als in Mathe war ich im Lesen einer der Besten in meiner Klasse. Ich nahm ihr den Zettel aus der Hand. Und weil ich wusste, dass alte Menschen nicht gut hörten, las ich langsam und laut: »Zur Selbstver-brennung ei-nes Le-bens-schüt-zers. Die A-tom-energie for-dert ih-re Op-fer ...« Die Frau nickte. Und ich wusste nicht, ob sie nickte, weil ich laut genug las oder weil sie für richtig hielt, was sie hörte. »Hart-mut Gründ-ler ver-brann-te sich in Ham-burg aus An-lass des S-P-D-Par-tei-ta-ges am Buß- und Bet-tag für die Wahr-heit, für die Wahr-heit in der A-tom-po-li-tik der Bun-des-re-gie-rung ...« Als ich fertig war, sagte sie: »Das hast du aber schön gelesen.« Dann umfasste sie mit beiden Händen ihren Gehbock und wollte weitergehen.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Sie hatte offenbar nicht verstanden, dass es um Hartmut ging, dass er sich angezündet hatte für uns alle. Also auch für sie. Ich sah mich um. Meine Mutter stand immer noch auf der anderen Straßenseite, den Karton unter dem Arm und einen Zettel in der Hand, und sah herüber. Ich musste etwas tun. Ich sagte: »Helmut Schmidt ist ein Lügner.« Die alte Frau schüttelte den Kopf. »Helmut Schmidt ist ein guter Mann«, sagte sie. »Er ist ein Lügner«, sagte ich. »Er ist kein Willy Brandt«, sagte sie. »Willy Brandt war der Beste.« Ich hatte den Namen schon mal gehört, aber ich wusste nicht mehr, in welchem Zusammenhang. Eigentlich war es mir auch egal, wer Willy Brandt war, es ging schließlich um Hartmut. Ich sagte: »Er hat sich verbrannt.« Das zeigte Wirkung. Sie hielt inne und sah mich an. »Wer?«, fragte sie, »Willy? Brandt?« – »Nein«, sagte ich, »nicht Willy Brandt, Hartmut hat gebrannt.« – »Ich kenne keinen Hartmut«, sagte sie. »Der hat bei uns gewohnt«, sagte ich, »der Gründer, unten im Keller, er war Lebensschützer und hat auch manchmal gehungert, damit Helmut endlich die Wahrheit sagt. Er hat mir auch das mit den Brennstäben erzählt. Und dass wir alle in Gefahr sind.« – »Bist du alleine hier?«, fragte sie. »Nein«, sagte ich und zeigte auf meine Mutter. »Wir sammeln Spenden für Hartmut.« Die alte Frau sah zur anderen Straßenseite, ich wusste nicht, ob sie meine Mutter sehen konnte, wenn sie nicht mal die Buchstaben hatte erkennen können, als sie sich das Papier dicht vor die Augen hielt. Sie schien zu überlegen. Dann sagte sie: »Schau mal in die Tasche, da müsste mein Geldbeutel sein, da nimmst du dir 'ne Mark.« Die Tasche hing am Griff ihres Gehbocks. Ich zögerte, überlegte, ob ich in die Tasche einer fremden alten Frau fassen durfte. Aber sie hatte mich schließ-

lich dazu aufgefordert. Ich öffnete die Tasche und entdeckte auch gleich ihr Portemonnaie. Es war eines mit diesen blöden Verschlüssen aus zwei Kugeln, die sich so schwer öffnen ließen. Ich fragte mich, wie die alte Frau das schaffte. Oder ließ sie sich ihr Portemonnaie immer von anderen öffnen? Ich dachte an Hartmut und sein Opfer. Ich drückte so lange und fest auf die Kugeln, bis sie auseinandersprangen. Die Kugeln hinterließen Abdrücke an den Fingerkuppen, aber ich war sofort abgelenkt von dem, was ich sah: eine Menge Geldscheine, Zehner, Fünfiger, sogar zwei Hunderter und einige Münzen. Ich musste plötzlich an Robin Hood denken und daran, dass es verschiedene Möglichkeiten gab, zum Helden zu werden. Meine Mutter hatte mir immer wieder erklärt, dass die Welt ungerecht sei, weil die einen sehr viel Geld besaßen und die anderen deswegen sehr wenig. Es gab schließlich nicht unendlich viel Geld auf der Welt, und wenn die einen viel davon hatten, dann blieb den anderen eben wenig. Das hatte mir eingeleuchtet. Diese alte Frau war offensichtlich eine von denen, die viel Geld hatten. Wenn ich schon mein Taschengeld spendete, wäre es doch nur gerecht, wenn sie einen Hunderter für den Kampf gegen die Atomgefahr spendete. Schließlich war sie genauso bedroht wie alle anderen. Es ging auch um ihr Leben.

Ich musste die alte Frau irgendwie ablenken. Einmal hatte ich meiner Großmutter einen Zehner aus dem Portemonnaie geklaut, es hatte auf der Anrichte im Flur gelegen, niemand war in der Nähe gewesen. Das hier war eine andere Situation. Die alte Frau starrte auf meine Finger, die zwischen den Münzen nach einem Markstück suchten. Ich ließ das Portemonnaie fallen. »Tut mir leid«, sagte ich, während ich die Münzen einsammelte, die herausgefallen waren. Ich tat so, als läge eine Münze

weiter weg und rutschte auf Knien aus ihrem Sichtfeld, das Portemonnaie nach wie vor in der Hand. Den Hunderter schob ich in meine Jackentasche. Dann stand ich wieder auf, schloss das Portemonnaie und gab es der alten Frau zurück. »Danke«, sagte ich und zeigte ihr das Markstück. »Ich muss weiter«, sagte die alte Frau, »viel Glück, dir und diesem Hartmut Brandt.« – »Gründler«, sagte ich, »Hartmut Gründler.« Aber ich weiß nicht, ob sie es noch gehört hat.

Als sie sich entfernt hatte, kam meine Mutter über die Straße, und ich hielt ihr den Hunderter entgegen, die Mark unterschlug ich. »Für Hartmut«, sagte ich.

Meine Mutter nahm mir den Schein aus der Hand, hielt ihn in die Luft, als könne sie nicht glauben, dass er echt war. »Siehst du«, sagte sie, »es gibt sie doch, die Menschen, denen Hartmut nicht egal ist.«

Ich nickte. Meine Mutter steckte den Schein in ihre Jackentasche. »Komm«, sagte sie, »das reicht für heute«. Ich folgte ihr zurück zum Auto.

Obwohl es für eine gute Sache war, hatte ich – anders als Robin Hood – mit einem schlechten Gewissen zu kämpfen. Eine halb blinde Oma zu beklaunen, geht nur schwerlich als Heldengeschichte durch. Deswegen habe ich es auch nie jemandem erzählt. Aber wenn ich darüber nachdenke, zeigt es mir, dass ich schon als Kind in dem Glauben lebte, mir das Wohlgefallen meiner Mutter verdienen zu müssen, ihre Zuwendung und letztlich auch ihre Liebe. Auch das hatte, wie so vieles andere, mit Hartmut zu tun.